

Die soziale Reproduktion von Reichtum in der Schweiz

Eine Soziologie des Wirtschaftsbürgertums

»Das Funktionieren von Macht kann meiner Ansicht nach immer nur an ganz präzisen Beispielen gezeigt werden, wo möglichst detailliert geschildert wird, wo der Ablauf der Machtentfaltung sinnlich fassbar ist, bestimmte Namen hat, Farben, bestimmte Gefühle, Gedanken auch, eine bestimmte Wut hervorruft.«

Niklaus Meienberg (1987)

Sie durchlaufen dieselben Bildungsinstitutionen, tanzen gemeinsam am Opernball, treffen sich im Businessclub, bei den Harvard-Alumni oder am Suvrettahügel in St. Moritz und verschwägern sich untereinander: Die Reichen in der Schweiz bleiben häufig unter sich und kultivieren ihren Wohlstand durch vielfältige Praktiken. Eine ethnografische Feldforschung ermöglicht es, den Lebensstil und die soziale Reproduktion dieser oft sehr diskret auftretenden gesellschaftlichen Gruppe fassbarer zu machen.

In der alltagssprachlichen Selbstbeschreibung der Schweizer Gesellschaft, in der öffentlichen Rhetorik von Parteien und Massenmedien, aber auch verbreitet in der soziologischen Ungleichheitsforschung wird von einem Ende der Klassengesellschaft ausgegangen. Es wird angenommen, dass es in modernen, differenzierten Gesellschaften keine einheitliche, herrschende Klasse oder ›Elite‹ mehr gibt. Zudem wird in Bezug auf den Zugang zu wirtschaftlichen ›Spitzenpositionen‹ postuliert, dass spezifische Leistungskriterien als Rekrutierungsprinzipien gelten, wobei sich die ›Besten‹ (die Begabtesten, die Fähigsten) durchsetzen, was dem meritokratischen Ideal entspricht. Demzufolge scheint sich auch eine Soziologie des Wirtschaftsbürgertums zu erübrigen. Die Gruppe der

Sarah Schilliger

1979. Studium der Politikwissenschaft, Soziologie und Philosophie in Zürich. Assistentin am Lehrstuhl für Soziologie von Ueli Mäder (Universität Basel) und aktiv in attac.

Vermögenseigentümer erachten die Soziologen wegen ihrer vergleichsweise geringen Zahl als eine quantité négligable oder als statistisch nicht relevante Minderheit. Der Bundesrat gibt bekannt, ein Reichtumsbericht sei »über-



flüssig und inadäquat« und lässt verlauten: »Reichtum als solcher (...) stellt kein Problem dar.«¹

Über vermögende Schweizerinnen und Schweizer wissen wir entsprechend nur wenig – sie machen einen der ›weissen Flecke‹ in der Sozialtopologie der schweizerischen Gesellschaft aus.² Doch wenn man davon ausgeht, dass die Eigentumsverhältnisse nach wie vor die Basis der gesellschaftlichen Strukturierung und der Handlungsmöglichkeiten der Individuen bilden, wäre dann nicht gerade die Erforschung ihrer ›Spitze‹ zum Verständnis der Funktionsweise einer Gesellschaft von grosser Bedeutung? Eine Soziologie, die sich des Wirtschaftsbürgertums³ annimmt, bleibt in der Schweiz weiterhin ein Forschungsdesiderat. Um mehr über die Prozesse zu erfahren, die manchen erlauben, ein Leben in Luxus zu führen, während andere in Armut verharren, sollte sich die Ungleichheitsforschung auch dem Reichtum und der Macht der gesellschaftlichen ›Elite‹ zuwenden. Dabei interessiert insbesondere die Frage der sozialen Reproduktion, das heisst die Frage danach, wie das Bürgertum die Bedingungen seiner Herrschaft immer wieder neu erfindet und weiterentwickelt, um sich die Existenz als Klasse zu sichern. Denn die Kontinuität des Schweizer Bürgertums ist – trotz der zweifellos vorhandenen Gegensätze, Konkurrenzen und Interessensunterschiede – ausgesprochen hoch. Verschiedene soziale Mechanismen und Institutionen fördern den hohen Grad an Integration und an Bewusstsein der eigenen ›Klasse‹. Neben den ökonomischen Verflechtungen und den Familienbeziehungen sind dafür Sozialisationsinstanzen wie beispielsweise (exklusive) Bildungsinstitutionen, aber auch ein starker sozialer Austausch von Bedeutung.

In diesem Beitrag wird nach einer kurzen Skizzierung der Strukturen des Reichtums auf einige ausgewählte Mechanismen und Institutionen der sozialen Integration und Reproduktion eingegangen, die für das Schweizer Wirtschaftsbürgertum identifizierbar sind.⁴ Dabei gehe ich von der These aus, dass diese kleine Minderheit trotz vielfältiger Schliessungsprozesse, die sie gegenüber der Gesellschaft betreibt, weiterhin als ›Leistungselite‹ des Landes gilt und es – bewusst wie unbewusst – schafft, ihre Privilegien in erworbene Qualitäten und eigene Leistungen umzuwandeln. So garantiert sich das Wirtschaftsbürgertum Anerkennung und gesellschaftliche Legitimität und verschleiert gleichzeitig die realen Machtverhältnisse.

Umfang und Strukturen des Reichtums

In der Schweiz vollzieht sich ein dramatischer Polarisierungsprozess, der sich seit den 1980er-Jahren – seit Beginn der Ära des Neoliberalismus⁵

– beschleunigt hat. Die neusten Statistiken der Eidgenössischen Steuerverwaltung geben Auskunft über die krasse Konzentration des Vermögens auf einige wenige Kapitalbesitzer⁶: 3,73 Prozent der Schweizer Bevölkerung besitzen inzwischen 54,1 Prozent des gesamten Vermögens. In absoluten Zahlen ausgedrückt: rund 163'000 Personen, die mehr als eine Million Schweizer Franken an Vermögen haben, besitzen mit 540 Milliarden Franken insgesamt mehr als alle restlichen 4,2 Millionen Steuerpflichtigen zusammen. Mehr als zwei Drittel (68%) der Steuerpflichtigen haben weniger als 100'000 Franken an steuerbarem Nettovermögen (zusammen besitzen sie nur 6% des Gesamtvermögens).

Die vermögendsten Vertreter des Wirtschaftsbürgertums haben es in den letzten Jahren geschafft, ihren Anteil am Vermögenskuchen weiter zu vergrössern. Laut Schätzungen des Wirtschaftsmagazins Bilanz verfügten die 300 Reichsten in der Schweiz 1989 über schätzungsweise 86 Milliarden Franken, heute (2006) sind es bereits rund 455 Milliarden Franken, wobei die Top-Ten alleine 123 Milliarden auf sich vereinigen.⁷ Unter den Schweizer Multimilliardären⁸ finden sich insbesondere Vertreter von führenden Schweizer Unternehmen, vorwiegend aus den Bereichen Industrie (Pharmazie, Maschinenindustrie, Biotechnologie, Uhrenindustrie, Elektrotechnik), Banken und Versicherungen, Verkehr und Logistik. Auffällig viele Superreiche verdanken ihr Vermögen dem Geschäft mit der Gesundheit: Neben dem alten Reichtum der Pharmafamilien Hoffmann-Oeri (Roche) und Landolt (Novartis) ist darunter neuerer Reichtum vertreten, der sich oft einer Oligopolstellung auf dem Weltmarkt verdankt: Ernesto Bertarelli mit Pharmazeutik (Serono), Hansjörg Wyss, Familie Mathys und Willy Michel mit Medizinaltechnik (Synthes-Stratec, Mathys und Ypsomed). Dasselbe gilt für Thomas Straumann (Zahntechnik, Straumann), Familie Haag-Inäbnit (Diagnoseinstrumente, Haag-Streit) und die Gebrüder Rihs (Hörsysteme, Phonak). Zu den Reichsten gehören zudem Industriellenfamilien wie die Schmidheins, Schindlers, Hayeks, die Privatbankier-Familien Bär, Vontobel, Bodmer, Sarasin sowie die Zeitungsverleger-Familien Ringier, Coninx, Hagemann und von Graffenried.

Den meisten Superreichen wurde das Vermögen in den Schoss gelegt. Aber auch die Inhaber von wirtschaftlichen Spitzenpositionen haben äusserst selten das durchgemacht, was man unter einer ›Tellerwäscherkarriere‹ versteht. Betrachtet man die soziale Herkunft der Vorsteher der grössten Schweizer Unternehmen (Verwaltungsratspräsidenten und CEOs), so fällt auf, dass sie in deutlich überdurchschnittlichem Mass Familien aus dem Wirtschaftsbürgertum entstammen, fast ausschliesslich männlich sind und ein weit über dem Durchschnitt der Bevölkerung



liegendes Bildungsniveau aufweisen. Häufig verfügen sie über einen Hochschulabschluss in Ökonomie, technischen Wissenschaften oder Jurisprudenz.

Die Bedeutung von Familie, Wahlverwandtschaften und Geselligkeit

Die Familie bildet – trotz Modernisierung der Lebensformen – noch immer das Zentrum für die Weitergabe ökonomischen Reichtums. Dank Stiftungen⁹ und aufgrund des Schweizer Erbrechts, das sehr stark zu Gunsten der Wohlhabenden ausgerichtet ist, gelingt es Familiendynastien, ihren Reichtum über Generationen hinweg weiterzugeben. Eine Studie über die Vermögensvererbung in der Schweiz zeigt, dass von den (sehr vorsichtig geschätzten) 28,5 Milliarden Franken, die im Jahr 2000 vererbt wurden, drei Viertel an die obersten zehn Prozent gingen (Stutz, Bauer und Schmutz, 2007).

Die Heiratspolitik der Reichen spielte bis in die 1970er-Jahre eine wichtige Rolle, ist aber auch heute noch aktuell. Dabei haben sich die Methoden in den letzten Jahrzehnten verfeinert und sind nicht mehr so offensichtlich. Ein Mann und eine Frau aus vermöglicher Familie lernen sich oft ›rein zufällig‹ bei der Ausübung einer Freizeitbeschäftigung (Golf, Reiten, Kunst), an einer Elitebildungsstätte (z.B. Liceum Alpinum Zuoz oder Harvard-Universität), an einem Ball oder einer Benefizveranstaltung kennen und lieben. Sozial sehr exklusive Räume sind gute Gelegenheiten für Bekanntschaften. Dabei spielen selbstverständlich auch die Erziehung und der ›gute Stik‹ eine Rolle. Wer aus demselben Milieu kommt, findet eher Gefallen aneinander. Pierre Bourdieu (1982) spricht in diesem Zusammenhang von ›Wahlverwandtschaften‹: Der Geschmack paart die Menschen, die zueinander passen, und macht sie einander verwandt.

»Wer in Zürich Einfluss hat, begegnet sich immer wieder. Es ist schon so, dass sich alle kennen«, gibt Peter Forstmoser, Swiss-Re-Präsident und Universitätsprofessor, unumwunden zu. Neben Verwandtschaften, die vor allem in den reichen Familien(dynastien) noch immer einen wichtigen Teil des sozialen Kapitals ausmachen, sind für moderne Unternehmer Mitgliedschaften in Wirtschafts- und Service-Clubs (Rotary, Entrepreneurs' Roundtable, Swiss American Chambre usw.), gemeinsame Einsitze in Verwaltungsräten¹⁰, Alumni-Verbindungen und exklusive Sportclubs von grosser Wichtigkeit. Dem Entrepreneurs' Roundtable zum Beispiel – einem streng informell gehaltenen Club – gehören gegen 80 Führungskräfte um die 40 an. Sie treffen sich regelmässig zum Diner, ab und zu verbringen sie sogar ganze Wochenenden zusammen, zum

Beispiel beim Tontaubenschiessen in England oder beim Lachsfischen in Schweden. Ebenfalls einen hohen Stellenwert bei der Anhäufung und Kultivierung des Sozialkapitals haben die teils sehr exklusiven Veranstaltungen wie Opernbälle, Galas, Kunstvernissagen, Theaterpremierer oder andere mondäne Veranstaltungen wie das Polo-Turnier oder das White Turf in St. Moritz. Auch die gemeinsame Ausübung von Sport (Segeln, Golf, Reiten) gehört zu den vielfältigen Formen der Geselligkeit dieser gesellschaftlichen Schicht und unterstützt die Herausbildung einer gemeinsamen Identität.¹¹

Die Personen, die zu diesem Kreis gehören, können sich in der sozialen Konkurrenz um materielle Güter, Einfluss oder berufliche Positionen grosse Vorteile sichern. So kann eine Mitgliedschaft in einem exklusiven Club neben Dienstleistungen (z.B. Weiterbildung, Foren), dem Austausch von Aufträgen und dem Zugang zu wichtigen Informationen (z.B. über offene Stellen) vor allem symbolische Gratifikationen wie Ansehen oder Anerkennung abwerfen. Die Verwertungs- und Konvertibilitätschancen des Sozialkapitals sind umso grösser, je mehr die darin involvierten Institutionen Mechanismen der sozialen Schliessung enthalten. Ein Club wie die Entrepreneurs' Roundtable, wo nur Zugang findet, wer einen ›aussergewöhnlichen Leistungsausweis‹ und eine persönliche Einladung vorweisen kann, beschränkt den Zugang zu Privilegien und Erfolgchancen auf einen begrenzten Kreis von Auserwählten.

Auch sozialräumlich befinden sich die Wohlhabenden oft unter sich: Reichtum kumuliert sich in steuergünstigen Gemeinden am Zürich-, Zuger- und Vierwaldstättersee, an den Ufern des Genfersees und in Basel. Zwar gibt es in der Schweiz keine eigentlichen ›Gated Communities‹¹² – dazu ist der Schweizer Reichtum viel zu diskret. Im Nobel-Touristenort St. Moritz kommt ein Villenviertel jedoch einer Art ›soft enclosure‹ gleich, wo es statt physischer Zugangsschranken eine symbolische Abgrenzung gibt. Am Suvrettahügel, der nach Süden ausgerichtet ist und einen wunderschönen Blick auf den Champfèrer und den Silvaplannersee gewährt, konzentrieren sich zwischen Lärchen und Arven Dutzende von Luxusvillen, die Millionären und Milliardären aus ganz Europa als Zweitwohnsitz dienen. Hier wirkt eine Art symbolische Gewalt, die zur Selbst-Exklusion all jener führt, die sich in dieser edlen Gesellschaft nicht zuhause fühlen.

Exklusive Bildung am Rosenberg

Die Schweiz verfügt über einige ausgesprochen exklusive Elite-Internate (Schulgeld ab 80'000 Franken jährlich), die bei den Reichen und Superreichen weit über die Landesgrenzen hinaus einen guten Ruf haben. Das



Liceum Alpinum in Zuoz, das Internat Rosenberg in St. Gallen, das Internat Le Rosey in der Nähe von Lausanne oder das Institut Montana am Zugerberg gelten als Bildungs- und Erziehungsstätten, die den Absolventinnen und Absolventen nicht nur eine exzellente Ausbildung verschaffen, sondern auch eine identitätsbildende Funktion haben und zur Herausbildung eines klassenspezifischen Habitus beitragen. Im Internat Rosenberg zum Beispiel, dessen Campus aus mehreren Villen auf einem Hügel über der Stadt St. Gallen besteht, sorgt die strenge Hand der Internatsleitung für Disziplin und Ordnung. Klare Dress- und Benimm-codes und ein rigider Tagesablauf mit viel Studium und Sport bereiten die Sprösslinge der Reichen auf ihre zukünftige gesellschaftliche Rolle vor. Neben Disziplin erlernen die Kinder weitere Seiten eines Lebens in der ›besseren Gesellschaft‹: den Umgang mit Kunst und Kultur (allwöchentlich findet ein Museums-, Oper- oder Theaterbesuch statt), die Benimmweise bei Gesellschaftsanlässen (z.B. am Herbstball, für den man während drei Monaten Debütantentänze einübt). Sie werden gewappnet für ein mondänes Leben, indem sie verschiedene sprachliche Fähigkeiten erwerben. Dank dieser ›totalen Erziehung‹ lernen die Jugendlichen nicht nur, wie sie sich in den ›besseren Kreisen‹ zu verhalten haben. Es entwickelt sich auch so etwas wie ein ›Korpsgeist‹, der ihnen eine kollektive Identität gibt und das (Klassen-)Bewusstsein vermittelt, einer gesellschaftlichen Elite anzugehören. Die Werte der Gemeinschaft werden ihnen gleichsam in den Körper eingeschrieben: Die Manieren, die Gewohnheiten, der Umgang, die Art und Weise zu sprechen und sich zu bewegen, Essgewohnheiten und Geschmacksurteile sind Ausdruck dieser privilegierten Sozialisation. Durch die Alumni-Organisationen können die Ehemaligen das während der Internatszeit akkumulierte Sozialkapital ein Leben lang aufrechterhalten und kultivieren – tatsächlich handelt es sich um eine ›School for Life‹, wie sie in einer Werbe-broschüre verheissen wird.

Nur wenige hundert Meter vom Institut Rosenberg entfernt befindet sich der Sitz jener Bildungsinstitution, die eine besondere Rolle in der Ausbildung des ökonomischen Führungspersonals der Schweiz einnimmt: Die Hochschule St. Gallen (HSG). Sie gilt als Kadenschmiede von Managern aus der ganzen Welt, ist die älteste Wirtschaftsuniversität des Kontinents und die internationalste Ausbildungsstätte Europas. Dabei scheint die wissenschaftliche ›Exzellenz‹ gar nicht unbedingt im Vordergrund zu stehen. Was die HSG auszeichne, sei ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Absolventinnen und Absolventen, denn die Lehrjahre an der HSG führten zur Herausbildung einer gemeinsamen Identität, führt Björn Johansson, ehemaliger Chairman



der HSG-Alumni, aus. »HSG ist zu einem Markenzeichen geworden, das man gerne auch gegen aussen zeigt. Gegen innen hebt es das Wir-Gefühl. Wir sprechen eine gemeinsame Sprache, weil wir die gleiche theoretische Ausbildung genossen, die gleichen Professoren gehabt, die gleichen Bücher gelesen und die gleichen Cases behandelt haben.« Johansson spricht von der HSG als »einer grossen Familie«. Das Campusleben trägt zur Entwicklung eines Gefühls der Differenz und der Überlegenheit bei, das für die Ausübung einer gesellschaftlichen Machtposition notwendig ist. Durch diese Distinktion verstärkt sich der Ausdruck des Unterschieds zu denjenigen, die nicht dazugehören, was Johansson als »Zusammengehörigkeitsgefühl« bezeichnet. Die Absolventen der HSG bleiben ihrer Ausbildungsstätte oft ein Leben lang treu, durch den Verein der HSG-Alumni, der als die professionellste universitäre Ehemaligen-Organisation der Schweiz gilt und sich an das Vorbild der Harvard-Universität anlehnt. Das Netzwerk reicht bis in die Topetagen zahlreicher Firmen Europas. Man trifft sich alljährlich zu einem Ehemaligen-treff, wobei es laut Johansson »der Mix von Wissens-Updates, prominenten Guest-Speakers, legeren Golfturnieren und offiziellen Late Night Opportunities zum Networken sei«, die die Vereinigung zu »einem der wichtigsten Elemente für eine erfolgreiche Karriere« mache.¹³

Im Vergleich zu anderen Ländern hat die in staatlichen Institutionen erworbene Bildungsqualifikation im Schweizer Bürgertum zwar weniger Bedeutung. Es gibt (noch) keine ausgewiesenen Elite-Universitäten, die vergleichbar wären mit Harvard, Yale oder Princeton, privaten, sozial sehr selektiven Universitäten mit Zulassungsquoten von ungefähr 10 Prozent und Studiengeldern von 40'000 bis 50'000 Dollar pro Jahr. Oder mit dem, was Bourdieu die »Schulen der Macht« in Frankreich bezeichnete (»Grandes Ecoles«), wo ein Grossteil des Bürgertums eine exzellente Bildung geniesst. Doch auch in der Schweiz lässt sich erkennen, dass die auf Besitz basierende »Macht der Familie«, die beim traditionellen System der Vererbung wirkte, oft nicht mehr ausreicht, um eine Führungsposition in einem grossen Unternehmen zu übernehmen. Die Qualifizierung des ökonomischen Führungspersonals hat sich modernisiert und stützt sich neben Zertifikaten von renommierten in- und ausländischen Business Schools (v.a. IMD Business School in Lausanne, Harvard und INSEAD Fontainebleau) auf Ausbildungen an der Hochschule St. Gallen, der ETH und der Universität Zürich. Laut einer aktuellen Studie der HSG (Dyllik und Torgler, 2007) haben 72 Prozent der Schweizer »Topmanager« an einer dieser drei Schweizer Hochschulen studiert – eine hohe Konzentration, die laut Studie nur von Frankreich überboten wird und auf ein »ausgeprägt hierarchisch ausgeformtes Uni-



versitätssystem« in Bezug auf die Ausbildung ihrer Führungskräfte hinweist.

Die feinen Unterschiede als Ausdruck von ›Klasse‹

Reichtum zeigt sich nicht nur im Besitz ökonomischen Kapitals und dem damit verbundenen privilegierten Zugang zu Bildungs- und Sozialkapital, sondern manifestiert sich auch in »feinen Unterschieden«. Pierre Bourdieu (1982, 2004) hat dies anhand der sozialen Praktiken der französischen Bourgeoisie sehr eindrücklich aufgezeigt. Der gekonnte Gebrauch des Fischbestecks, ein spielerischer Umgang mit Wissen, ein selbstsicheres Auftreten, bestimmte Arten der Begrüssung – es sind diese weitgehend unbewusst ablaufenden Verhaltensweisen, durch die sich das Bürgertum die Distanz schaffende Distinktion verschafft und sich, ob einzelnes Individuum oder soziale Gruppe, zu erkennen gibt. Die »wirklich distinguierten« Leute sind nach Bourdieu gerade jene, die sich nicht darum kümmern, ob sie es sind oder nicht. Diese Wirkung des Habitus verschafft ihnen in der Regel einen uneinholbaren Vorteil im Zugang zu gesellschaftlichen Machtpositionen.

Michael Hartmann (2001) hat für Deutschland aufgezeigt, wie entscheidend die persönlichkeitsgebundenen Merkmale bei der Rekrutierung der Anwärter für gesellschaftliche Machtpositionen sind. In den Chefetagen der 400 grössten deutschen Unternehmen, an der Spitze der grossen Wirtschaftsverbände und an den Bundesgerichten sind die Söhne des (Gross-) Bürgertums¹⁴ äusserst stark vertreten. Als entscheidenden Grund für die wesentlich höhere Erfolgsquote der Kinder des Bürgertums identifiziert Hartmann ihren klassenspezifischen Habitus. Wer in Spitzenpositionen gelangen will, muss nämlich vor allem eines besitzen: Eine habituelle Ähnlichkeit mit den Personen, die dort schon sitzen. Hartmann nennt dies den »gleichen Stallgeruch« oder die »richtige Chemie« und macht den gewünschten Habitus an vier zentralen Persönlichkeitsmerkmalen fest: intime Kenntnis der Dress- und Benimmcodes, eine breite Allgemeinbildung (›Blick über den Tellerrand‹), unternehmerisches Denken und persönliche Souveränität in Auftreten und Verhalten.

Das Aufspüren sozialer Ungleichheit

Das Funktionieren von Macht sollte laut Niklaus Meienberg »an ganz präzisen Beispielen gezeigt« und »möglichst detailliert geschildert« werden, wodurch »der Ablauf der Machtentfaltung sinnlich fassbar« wird. Das Konzept der Distinktion von Bourdieu, das die Klassen bildende Funktion kultureller und sozialer Ressourcen aufzeigt, erweist sich zur

ethnografischen Erforschung der ›Spitze‹ der Gesellschaft als besonders fruchtbar. Dabei werden versteckt wirkende Mechanismen sozialer Herrschaft und Unterwerfung fassbar, was oft einer soziologischen Analyse entgeht. Wichtig ist die Erfahrung, dass soziale Unterschiede nicht nur anhand von Statistiken und Sozialstrukturanalysen feststellbar sind, sondern auch sinnlich: Das Soziale wird in der körperlichen Interaktion wahrnehmbar (Krais, 2003). Soziale Praktiken des Bürgertums, die eine Erklärung für die hohe soziale Integration und Reproduktion dieser gesellschaftlichen Gruppe liefern, können durch qualitative Methoden erfasst werden. Ob beim Besuch der White Night in St. Moritz, beim Spaziergang durch ein Villenquartier, bei der Beobachtung eines Business-Lunchs oder im Gespräch mit Jugendlichen im Eliteinternat – die soziale Distanz und die mehr oder weniger ausgeprägten Insignien der Klassenzugehörigkeit werden erfahrbar. Sie können nicht nur gedanklich eingefangen werden, sondern werden tatsächlich gesehen, gerochen, geschmeckt und gehört.

Anmerkungen

- 1 ›Der Bundesrat will keinen Bericht über Reichtum‹, NZZ vom 13.6.2000
- 2 Bislang existiert nur eine aktuelle (explorative) Studie zum Reichtum in der Schweiz (Mäder und Streuli, 2002). Reichtum in der Schweiz – Porträts, Fakten, Hintergründe. Zürich.
- 3 Zum Wirtschaftsbürgertum werden hier jene Akteure gezählt, von denen die Kapitalakkumulation ausgeht und die einen unmittelbaren Druck auf die Unternehmen ausüben, damit diese den grösstmöglichen Profit ausschütten. Dazu gehören Grossaktionäre, Privatpersonen, die den Gang der Geschäfte allein durch ihre Macht beeinflussen können, Verwaltungsräte und Firmenbosse.
- 4 Dieser Artikel stützt sich auf die ethnografischen Recherchen zum Schweizer Wirtschaftsbürgertum, die ich im Rahmen meiner Lizentiatsarbeit unternommen habe (Schilliger, 2005).
- 5 Vgl. Harvey (2007). Harvey bezeichnet den Neoliberalismus als hegemoniales Klassenprojekt des Bürgertums und rekonstruiert jene Mechanismen und Strukturprinzipien des Neoliberalismus, die dazu führen, dass sich die Schere zwischen Arm und Reich immer stärker öffnet (›accumulation by dispossession‹, z.B. durch Privatisierung und staatliche Umverteilungspolitik nach oben). Für die Schweiz siehe Mach (2005).
- 6 Eidgenössische Steuerverwaltung (2006). Die Statistik orientiert über den Vermögensstand (steuerbares Nettovermögen) per 31. Dezember 2003. Die Zahlen geben ein unvollständiges Bild und unterschätzen den tatsächlichen Reichtum, weil sie nur das in den Steuererklärungen selbst deklarierte Vermögen umfassen.
- 7 Die Zahlen stammen aus dem Wirtschaftsmagazin Bilanz (12/2006), das jährlich die Vermögen der 300 Reichsten in der Schweiz schätzt. Zu den zehn Reichsten gehören: Ingvar Kamrad (Ikea, Möbel), Fam. Hoffmann Oeri (Hoffmann-LaRoche, Pharmazie), Victor Vekselberg (Renova, Rohstoffe), Familie Bertarelli (ehemals Serono, Pharma/Biotechnologie), Familie Brenninkmeijer (C&A, Kleidung), Familie Latsis (u.a. Reederei), Familie Landolt (Novartis-, Telekom-, Agrobeteiligungen), Hansjörg Wyss (Synthes, Medizinaltechnik), Walter Haefner (Amag, Autohandel und Software), Thomas Schmidheiny (Holcim).
- 8 Die Bilanz-Liste führt auch viele Reiche ohne Schweizer Staatsangehörigkeit auf, die aus Steuergründen ihren Wohnsitz in die Schweiz verlegt haben.



- 9 Das Stiftungswesen in der Schweiz boomt: Laut Schätzungen des Stiftungsverbands Swiss Foundations verwalten insgesamt 11'000 Stiftungen ein Gesamtvermögen von 30 Milliarden Franken. Seit 2006 sind deutlich höhere Steuerabzüge bei Stiftungen möglich.
- 10 Eine Methode zur Bestimmung des Umfangs und der inneren sozialen Kohäsion des Bürgertums ist mittlerweile die Untersuchung der ›interlocking directorates‹ zwischen Wirtschaftsunternehmen geworden. Untersuchungen wie jene von Nollert (2005) und Schnyder, Lüpold, Mach, David (2005) zeigen, dass in der Schweiz über Verwaltungsratsmandate die meisten grossen Unternehmen über direkte oder indirekte Kontakte miteinander verknüpft sind.
- 11 Solche Formen der Geselligkeit finden eine Öffentlichkeit in der Klatschpresse, wie Rilling (1982) feststellt: »Sie gehören zu den wichtigsten Seiten, wenn es darum geht, die soziale Macht im Lande zu verstehen, und sie sind die einzigen Seiten in der Zeitung, die uns vermelden, wie oft und intensiv sich jene treffen, trinken, Kulturgenüssen nachgehen, modische Distinktionen schaffen, ostentativen, Distanz und Unterschied betonenden, also Klasse verleihenden Akten der Vergeudung oder Askese (wohl aber doch meist des zweckfreien, formbetonenden Luxus) nachgehen und dabei ständig ihre gesellschaftlichen Verhältnisse reproduzieren.«
- 12 ›Gated Communities‹ – oder ›Ghettos der Reichen‹, wie sie im Volksmund auch genannt werden – sind Quartiere oder ganze Dörfer (verbreitet in den USA), die zumeist umzäunt und gesichert sind.
- 13 ›Die Verbindung zur HSG hält ein Leben lang‹, Tages-Anzeiger vom 4.9.2006
- 14 Zum Grossbürgertum zählt Hartmann Grossunternehmer, Verwaltungsratsmitglieder, Grossgrundbesitzer und Spitzenbeamte, zum Bürgertum grössere Unternehmer, leitende Angestellte, höhere Beamte und Offiziere sowie akademische Freiberufler.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1982). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt.
- Bourdieu, Pierre (2004). Der Staatsadel. Konstanz.
- Dyllick, Thomas, Daniel Torgler (2007). Bildungshintergrund von Führungskräften und Platzierungsstärke von Universitäten in der Schweiz. In: Die Unternehmung, 61. Jg., Nr. 1.
- Eidgenössische Steuerverwaltung (2006). Studie zur Vermögensstatistik der natürlichen Personen.
www.estv.admin.ch/d/dokumentation/zahlen_fakten/dok/vermoegen/ver03.pdf
- Hartmann, Michael (2001). Mythos der Leistungselite. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Frankfurt/New York.
- Harvey, David (2007). Kleine Geschichte des Neoliberalismus. Zürich.
- Krais, Beate (2003). Begriffliche und theoretische Zugänge zu den ›oberen Rängen‹ der Gesellschaft. In: Hradil, Stefan und Peter Imbusch (Hg.): Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen. Opladen.
- Mach, André (2005). Une Suisse de plus en plus riche et inégalitaire. In: Denknetz-Jahrbuch 2005. Zürich.
- Mach, André, Gerhard Schnyder, Thomas David, Martin Lüpold (2005). The Rise and Decline of the Swiss Company Network during the 20th Century. Université de Lausanne, Institut d'études politique et internationales.
- Mäder, Ueli, Elisa Streuli (2002). Reichtum in der Schweiz – Porträts, Fakten, Hintergründe. Zürich.
- Nollert, Michael (2005). Unternehmensverflechtungen in Westeuropa. Nationale und transnationale Netzwerke von Unternehmen, Aufsichtsräten und Managern. Münster.
- Rilling, Rainer (1982). Auf der Suche nach der verlorenen Bourgeoisie. Unveröffentlichter Vortrag. www.rainer-rilling.de/texte/us.htm.
- Schilliger, Sarah (2005). Lebensstil und soziale Reproduktion der Schweizer Wirtschaftselite. Eine ethnographische Untersuchung. Universität Zürich.
- Stutz, Heidi, Tobias Bauer, Susanne Schmugge (2007). Erben in der Schweiz – eine Familiensache mit volkswirtschaftlichen Folgen. Chur/Zürich.